

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 7

Artikel: Jerusalem, die "heilige Stadt"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634254>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

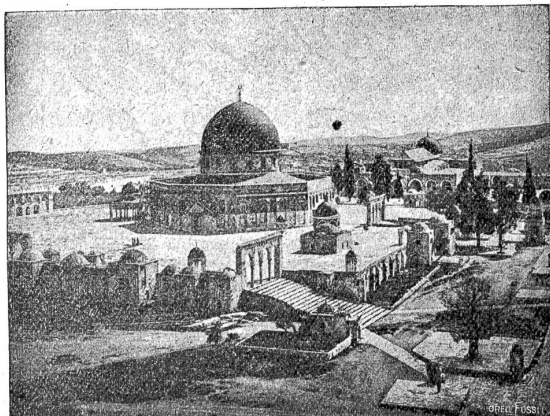
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

losigkeit. Kein Volk der Welt trägt ein gleiches Unglücksjoch. Die Griechen, die jahrhundertlang politisch geknechtet waren, haben ihre freie Heimat zurückerhalten. Trotzdem lie



Die Omarmoschee oder der Felsendom auf dem Tempelplatz in Jerusalem, wo vordem der Tempel Salomonis und Herodes standen.

in allen Ländern zerstreut leben, wie die Juden, geht es ihnen besser dank ihres nationalen Bewußtseins, das sie frei und glücklich macht. Man hat den Zionisten die Untauglichkeit der Juden zur landwirtschaftlichen Betätigung entgegengehalten. Die zionistischen Wortführer — wir hörten in Bern kürzlich (am 13. Januar) den interessanten Vortrag des jüdischen Schriftstellers York-Steiner aus Wien — weisen hiegegen auf die 40 jüdischen Kolonien in Palästina hin, die in der Kultur der Oliven-, Orangen- und Eufalyptusbäume, sowie in Weinbau, Gemüse- und Feldbau schöne Erfolge erzielt haben.

Bis vor kurzem herrschte innerhalb der zionistischen Bewegung noch keine einheitliche Meinung in bezug auf den Ort, wo der neue Judenstaat gegründet werden sollte. Ein Angebot der englischen Regierung, das ihnen in Südafrika Territorien zur Verfügung stellte, wurde lange ernstlich geprüft. Aber die Hoffnungen des Judentums konzentrieren sich auf das alte Land der Väter. Diese Hoffnungen stehen im Zusammenhang mit der Tätigkeit Herzls und mit den Zeitergebnissen. Herzl verstand es, den deutschen Kaiser für seine Idee zu interessieren. Ein Jahr nach dem ersten Zionistenkongreß in Basel im Jahre 1898 traf Herzl in Jerusalem mit Wilhelm II zusammen und hielt ihm Vortrag. Er beleuchtete die landwirtschaftlichen Möglichkeiten Palästinas, das im Frühling ein Paradies, im heißen Sommer eine Wüste ist, dem einzig das Wasser zur Fruchtbarkeit fehlt; dies infolge der mangelnden Wälder. Der Kaiser mochte sich in den Orangenplantagen der Tempelkolonien in Jaffa, Haifa und in der Ebene Saron von der Richtigkeit dieser Anschauung überzeugt haben. Die Folge dieser Zusammenkunft war, daß den jüdischen Kolonisatoren in Palästina von der türkischen Regierung weniger Widerstand mehr erfuhren. Doch war bis zum Kriegsbeginn die Lage der Juden eine sehr prekäre. Die ca. 100,000 jüdischen Ansiedler, die auf ca. 40,000 Hektaren eigenem Boden leben, sind vor den feindlichen Arabern ihres Lebens nicht sicher. Sie gehen nur mit der Schutzwaffe und dem Dolchmesser im Gürtel ihrer friedlichen Arbeit nach. Dazu kommt die Malaria, gegen die die türkische Regierung immer noch nicht energisch ankämpft.

Die Zionisten in Palästina konnten ihre Pionierarbeit nur mit Hilfe ihrer finanzkräftigen Brüder in Westeuropa durchführen. Ende 1901 wurde der jüdische Nationalfonds gegründet, der mit freiwilligen Beiträgen gespeist wird und der 1915 über ein Kapital von 5½ Millionen Franken verfügte. Aus diesem Fonds fließen der Palästina-Land-Entwicklungs-Gesellschaft und der Jüdischen Palästina-Bank

in Jerusalem, die den Vanderwerb ermöglichen sollen, reichlich Gelder zu. Eine originelle Idee war die zum Andenken Herzls gegründete „Baumspende“ für den „Herzl-Wald“. Nachdem eine jüdische Studienkommission die Aufforstung Palästinas als die dringendste Notwendigkeit für die neue Heimat erkannt, machte man es allen gutgläubigen Juden zur Herzenspflicht, bei frohen Familienanlässen (Taufen, Hochzeit, Erbschaften etc.) des „Heiligen Landes“ zu gedenken und mit einem kleinen Geldbetrag, in den Nationalfonds einbezahlt, die Anpflanzung eines Oliven- oder Eufalyptus- (Fieber-) baumes in Judäa zu ermöglichen. Dank dieser Unterstützungen gedeihen die jüdischen Kolonien in Palästina langsam aber sicher. Sie besitzen Schulen und Wohlfahrts-einrichtungen nach europäischem Muster. Die Jugend wird in der hebräischen Sprache unterrichtet. Schüler des Berner Orientalisten Prof. Dr. Marti sind Lehrer am hebräischen Gymnasium in Jaffa; in Haifa besteht ein Technikum, in Jerusalem eine Kunstgewerbeschule. Diese Institute stehen in aufblühenden jüdischen Vorstädten. „In Jerusalem wird wieder getanzt“, so resümierte York-Steiner den Eindruck, den dieses neue Jerusalem auf ihn machte.

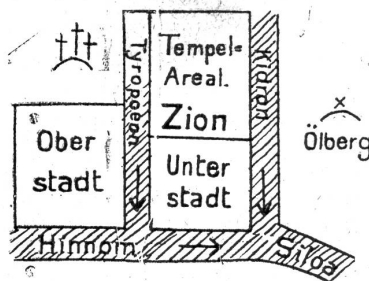
Das war vor dem Krieg. Natürlich hat Palästina als Kriegsschauplatz wie alle Gegenden, über die die Kriegsfurie gerauscht ist, schwer gelitten. Aber die Hoffnungen der Zionisten stehen heute auf einem Gipfel. Wie Moses auf dem Nebo so schauen sie das gelobte Land als greifbare Wirklichkeit vor sich. Sie haben von allen Seiten Zusicherungen erhalten. Die Päpste seit Leo XIII. sind ihrer Idee gewogen. Von fast allen kriegsführenden Mächten liegen bindende Versprechungen für ein jüdisches Palästina vor. Sie werden ihnen von den Zionisten zu gegebener Zeit in Erinnerung gerufen werden. So werden wir es möglicherweise noch erleben, daß der Tempel Salomons wiedererstehen wird auf „Morias geheiligten Hügeln“. Möge er ein Versöhnungs- und Friedentempel werden, ein alle Zeiten und alle Völker überstrahlendes Symbol der Macht einer Idee, und ein Symbol zugleich der neuen Zeit, die keinen Glaubenshah und keine Rassenvorurteile mehr kennt. H. B.

Jerusalem, die „Heilige Stadt“.

(Zu den Abbildungen auf Seiten 86, 87, 92 und 93).

Der Jerusalemreisende liebt es, den Anblick der „Ewigen Stadt“ von der Höhe des Delberges aus zu genießen, da stehend, wo einst Jesus das traurige Schicksal der „Tochter Zion“ vorahnend beweinte. Ueber den Garten Gethsemane hinweg steigt sein Blick ins Tal des Kidronbaches hinunter. Er verfolgt es bis dahin, wo es, mit dem Hinnomtal und Kefemachertal (Tal Tyropoeon) vereinigt, nach Westen umbiegt, um sich in der Ferne in der Wüste Juda und im Jordantal zu verlieren.

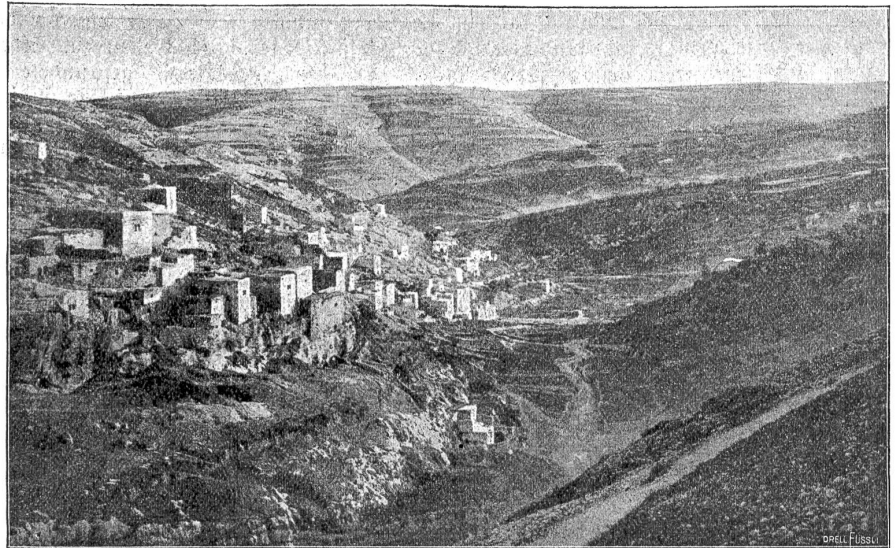
Dem Beschauer gegenüber liegt auf „Morias geheiligten Hügeln“ der Tempelplatz; ehemals glänzten hier die Säulen-



Plan-skizze der Stadt Jerusalem.

hallen des Tempels Salomonis und Jahrhunderte später der Brunnbau des Herodestempels. Heute ist der Platz von einer mohammedanischen Moschee, der achteckförmigen Omarmoschee,

dem sogenannten Felsenom beherrscht, dem Wahrzeichen der bald 500jährigen Türkenherrschaft. Jerusalem hat heute den zweifelhaften Vorteil, die „Heilige Stadt“ von mindestens 4 Religionen zu sein. In unbestrittenem Besitz des Tempelplatzes sind die Mohamedaner, sie besiedeln die umliegenden Stadtviertel und bewachen eifersüchtig die Zugänge zu diesem ihrem Heiligtum. Gerne ließen sie sich von den Juden des Judenviertels das Recht abkaufen, an der Klagenmauer über den Untergang Zions zu trauern. Um die christlichen Heiligtümer lassen sie die Christen streiten. Unter diesen gibt es Differenzen genug. So walten beständige Handel zwischen den Befennern der römisch-katholischen, der griechisch-orthodoxen und der armenischen Kirche um den Besitzanteil an der Grabeskirche, die im Nordwesten der Stadt auf dem überlieferten Golgatha und über dem heiligen Grabe steht. Nach dem Zeugnis der beiden Zürcher Dr. R. Furrer und Arnold Rüegg, deren Palästinabüchern wir unsere Illustrationen entnommen haben, müssen die türkischen Wächter der Kirche oft genug Ordnung schaffen unter den streitenden Pilgern. Die merkwürdigen Besitzverhältnisse in der Grabeskirche, in der jedes Glaubensbekenntnis seine eigene Seitenkapelle gebaut hat, spiegeln sich in der bizarren, keineswegs sehr geschmackvollen Ausstattung des Kircheninnern wider. Am meisten Verehrung und Andacht wird der durch eine freistehende Kapelle gekennzeichneten Grabesstätte gezollt. Der Gläubige übersieht leichtens Herzog, die Tatsache, daß man historisch über das „Grab Jesus“ gar nichts Sicheres weiß. Auch über die genaue Lage der Stätte Golgatha walten Meinungsverschiedenheiten, wie dies aus den Angaben der Planskizze auf Seite 86 ersichtlich ist.



Blick durch Kidrontal nach der Wüste Juda. Links das Dorf Silwan.

Krieg und Frieden.

(Bericht vom 7.—14. Februar.)

„Die Lehre des Streiks aber heißt: Eine Revolution wird um so unwahrscheinlicher ausbrechen, je stärker die politische Organisation der Masse dasteht: Einmal, weil die Organisation eine Menge zurückhaltender Elemente aufnimmt und konservative Führer züchtet, sodann, weil sie den Staat zu Reformen zwingt, die der Revolution einen Teil ihrer Ursachen nehmen.“ Dieser Satz war im letzten Bericht falsch gesetzt worden und lautete widersinnig: „Eine Revolution wird um so wahrscheinlicher ausbrechen, je stärker die Organisation dasteht.“ Rußland hatte seine Revolution zuerst; die Masse entbehrte beinahe jeder politischen Schulung. Die einzelnen Gruppen sind zum Teil so schwach und dazu so fanatisch theoretisch, daß sie unmöglich ein Programm in Wirklichkeit umsetzen können. Deshalb folgen sich die gewaltsamen Erhebungen in längeren oder kürzern Abständen, aber mit Sicherheit so lange, bis die äußerste Linke die Kette der Regierungen geschlossen haben wird und man nach dem Diktator zu schreien anfängt. Rodzianko fiel, Kerenski folgte — nun droht der Sturz auch schon Lenin. In Petersburg wendet sich die hungernde Masse den Anarchistenführern zu, die Lenin als Bourgeois brandmarken und ihn mitsamt der Bourgeoisie ausrotten wollen. Ob sie Beweise in Händen haben, daß er sich wie ehemals Kerenski in kurzer Zeit heillos bereicherte, trotz Abschaffung des Privateigentums — oder ob die Enthüllungen des „Petit Parisien“ über deutsche Ausweisungen an die Bolschewiki erfunden sind,

das tut nichts zur Sache. Die Not drängt. Man ruft nach neuen Propheten. Und während die Heere der roten Garden im Südosten Stadt um Stadt einnehmen, muß man in Petersburg zu Verzweiflungsmaßnahmen greifen: Erst setzt man die Brotration auf 100, dann auf 50 Gramm hinab und schließlich gehen Matrosenzüge im ganzen Eisenbahnetz auf die Suche nach Vorräten aus. Dabei fallen in der Stadt täglich 600 Bestopfer. Der unendlichen Not kann auch die Riesenkraft der Führer im Smolny-Institut nicht steuern: Unhörbar entgleitet ihnen das Vertrauen der Masse. Der Umsturz naht. Die neuen Machthaber warten schon — sind es die große Mehrheitspartei der Sozialrevolutionäre? Sind es Anarchisten oder Kosaken?

Streng nach der Theorie des „notwendigen Klassenkampfes“ handelnd, getrieben von der innern Zwangslage, veranlaßte Trotsky die Beendigung der Verhandlungen zu Brest-Litowsk. Nach dem Beschluß des Sowjetkongresses erklärte er den Verzicht seiner Regierung auf einen Friedensvertrag, teilte aber zugleich mit, daß die Armee demobilisieren werde. Damit war die Behauptung, keinen Sonderfrieden zu schließen, bewiesen; zugleich aber die Fortführung eines allfälligen Kleinkrieges, der als Kampf der russischen Massen gegen die fremde Herrenklasse im Falle eines deutschen Vormarsches gedacht sein würde, proklamiert. Es ist somit die Gleichsetzung der innern Feinde, das heißt der Altgesinnten im Lande, mit den äußern praktisch geworden — Zimmerwald als reine Theorie tritt verwirklicht auf. Aus dieser Gleichsetzung der Feinde lassen sich all die übrigen Widersprüche bolschewistischer Politik erklären: Das proklamierte „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ bezieht sich auf alle nationalen Massen, die als Völker bezeichnet werden im Unterschied von den sie Beherrschenden. In diesem Sinne unterstützt man das souveräne „Volk“ der roten Garden in Finnland gegen die aus dem Norden heranrückende bürgerliche Gegenrevolution der weißen Garde; nach demselben Grundsatz wird die Erhebung der ukrainischen Randgebiete von Charlow, Boldaw, Zekaterinoslaw und Odessa gefördert; der große Plan geht aber letzten Endes auf die Unterstützung jeder nationalen Volkserhebung aus. In einen bezeichnenden Ausdruck gefaßt: „Das Selbstbestimmungsrecht der Völker bedeutet das Selbstbestimmungsrecht der nationalen Maximalistenparteien aller Länder.“ Da der Maximalismus politisch letzten Endes international denkt, kommt der Unabhängigkeit faktisch nur die Bedeutung der Selbstverwaltung unter einer obersten sozialistischen Weltbehörde zu. Lenin und Trotsky legen also keine Bedeutung darauf,